



Armin Nassehi:
Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft. München 2019: C.H. Beck.
 352 Seiten, 26,00 Euro

Große Linien und blinde Flecken

Dieses Buch musste irgendwann geschrieben werden. Es war nur eine Frage der Zeit und der Autorschaft. Dass ein Soziologe sich der Arbeit annahm, erstaunt keineswegs. Immerhin hat die Soziologie schon immer die Gesellschaft erkennen und vermessen wollen und weiß sehr wohl, so eine Kernthese dieses Buches: Die Vermessung des Menschen ist kein Problem der Digitalisierung, sondern nur die Fortführung eines alten Erkenntnisdrangs mit neuesten technischen Mitteln. Versteht man Digitalisierung nur vom Backend des Interface her als Datafizierung, sind nicht einmal die neuesten technischen Mittel nötig, denn sozio-statistisches Wissen wird spätestens seit dem 19. Jahrhundert generiert. Aus diesem Blickwinkel resultiert Nassehis Ausgangspointe, dass die moderne Gesellschaft schon vor den digitalen Technologien eine digitale war. Das heißt aber nicht, dass diese Technologien nicht ihr eigenes Stadium der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung mit sich brächten: Nach dem Traditionsbruch im 19. und dem Individualisierungsschub im 20. Jahrhundert erleben wir den „Siegeszug der digitalen, also zählenden, Daten rekombinierenden Selbstbeobachtung von auf den ersten Blick unsichtbaren Regelmäßigkeiten, Mustern und Clustern“ (S. 52). Damit sind wir bei einer weiteren Kernthese des Buches: In der modernen Gesellschaft (in der sich Lebensläufe nicht mehr bruchlos und verlässlich erzählen) werden Daten zunehmend unsichtbar und verlangen eine Professionalisierung der Beobachtung (statistische Analysen, algorithmische Mustererkennung). Informatiker sprechen von „virtual information“, die erst durch die Kombination von Daten entsteht: „data finds data“. Symptomatisch sind die Karten, die Uber 2014 zu den One-Night-Stands seiner Fahrgäste erstellte, indem es die Fahrten in Beziehung setzte, die an einem Wochenende zwischen 10:00 Uhr abends und 04:00 Uhr morgens erst zu und dann von einer bestimmten Adresse erfolgten. Auf die Frage, warum Uber solche Daten extrahiert, hieß es, es handle sich lediglich um „analytische Spielchen“. Diese Antwort ist so ungenügend, wie sie eine weitere These des Buches bestätigt: „Die Datenwirtschaft enthält keine inhärente Stoppregel“ (S. 193).

Was viele kulturwissenschaftliche Beobachter der Digitalisierung alarmiert, betrachtet Nassehi allerdings mit dem abgeklärten Blick des Systemtheoretikers. Ihn interessiert, dass die neue Technik Erfolg hat, weil sie die Lösung eines Problems ist: des Verlangens der Gesellschaft, über sich Bescheid zu wissen. Gleichwohl drängt das Uber-Beispiel die Frage auf, ob die Lösung nicht selbst ein neues Problem erzeugt: eine Überproduktion an Selbsterkenntnis (sprich: Transparenz oder: Dataveillance), die für die Gesellschaft ungesund sein mag, sich aber kaum ausschlagen lässt, da alles, was vermessen werden *kann*, eben auch vermessen *wird*.

Dieses Problem wäre zugleich eines der Soziologie, insofern die Digitalisierung, wie Nassehi betont, nicht nur eine soziale Erscheinung ist, sondern „ein soziologisches Projekt“ (S. 20). Manche Soziologen (wie Alex Pentland vom MIT Media Lab) verwenden dazu inzwischen sogenannte Sociocopes, die, installiert im Smartphone, detailliert Daten über das Alltagsverhalten ihrer Probanden generieren. Das Pendant dazu in der Wirtschaft ist die Überwachung der Kommunikationsprozesse von Angestellten, um Arbeitsabläufe zu optimieren. Auch wenn man solche neuen Forschungs- und Managementmethoden nicht dystopisch hochrechnen muss, man fragt sich, wo der Wissensdrang der Gesellschaft seine Grenzen finden sollte. Verfällt die Gesellschaft hier nicht dem „inneren Zwangstrieb aller ‚Technik‘“ (in diesem Fall dem Vermessungstrieb), von dem der Soziologe Georg Simmel in seinem Essay *Der Begriff und die Tragödie der Kultur* sprach und den der Medienwissenschaftler Marshall McLuhan später unter der Losung „the medium is the message“ popularisierte? Könnte es sein, dass die Technik, nachdem wir sie geformt haben, uns formt? Und was bedeutet das für die Dialektik von Problem und Lösung?

Solche medienontologischen Überlegungen sind nicht Nassehis Ziel, auch wenn er gegen die „Mischung aus kritischer Attitüde und alltagsnaher Beschreibung“, die den aktuellen sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs der Digitalisierung kennzeichne (S. 15), kurz auf die Arbeiten des französischen Soziologen Dominique Cardon zur kulturstiftenden Funktion der Algorithmen verweist. Nassehi geht es um die innere Logik und historische Kontinuität aktueller Prozesse. Seine Skepsis gegenüber raschen Schlüssen in einer oft überhitzten Debatte tut gut, zumal die Kritik der politischen Ökonomie der Digitalisierung – wie im Fall von Shoshana Zuboffs unter Linksinтеллектуellen sehr populären Studie zum *Überwachungskapitalismus* – oft vorschnell bei konkreten Schuldigen (Zuckerberg, Google etc.) ankommt. Aber wenn Nassehi betont, dass niemand bewusst die Praktiken der sozialen Netzwerke erfunden habe, und sich andererseits zurückhält, die Technik selbst als Subjekt der Geschichte zu positionieren, wer bleibt dann übrig als schuldfähiger Akteur der Digitalisierung? Die Gesellschaft? Das wäre zu vage angesichts der ihr inhärenten politischen und ökonomischen Interessenkonflikte, die den Umgang mit der Technik je unterschiedlich ausrichten. Bedenkt man etwa die Eigenlogik des Systems „Facebook“ als profitorientiertes

Unternehmen, dessen Kommunikationsdesign sehr wohl sehr bewusst den Anforderungen seines Geschäftsmodells folgt, erscheint auch ein Freispruch Zuckerbergs für die viel beklagten Interaktionspraktiken auf Facebook übereilt.

Auch andere Urteile dieses Buches sind nur aus der „Flughöhe der Analyse“ möglich, die Nassehi zufolge eine systemtheoretische Betrachtung der Digitalisierung nicht unterlaufen darf (S. 188). So lässt sich das Self-Tracking der Schrittzähler-Apps nur dann als Fortsetzung der Selbstbeobachtungs- und Selbstoptimierungspraktiken der bürgerlichen Buchkultur sehen (S. 139 f.), wenn man den Wechsel des Beobachtungsmediums vom Wort zur Zahl ignoriert. Dieser Wechsel zum „Selfknowledge through numbers!“ – so die berühmte Losung der Quantified-Self-Bewegung – ist aber mindestens so folgenreich für das Welt- und Selbstverhältnis des Subjekts wie die einst vehement diskutierte Ablösung der reflektierenden Schrift durch die dokumentierende Fotografie. Die mediale „Verdoppelung der Welt“ (S. 108) erfolgt durch die Fotografie größtenteils am Bewusstsein des Menschen vorbei, was sich in gewisser Weise mit der „automatisierten Autobiografie“ in den sozialen Netzwerken wiederholt. Ein weniger weiter Winkel hätte hier den Blick geschärft für die paradigmatischen Differenzen in dem, was zunächst, aus der Ferne, als Kontinuität erscheint.

Aber das ist weniger Nassehi anzulasten als der eingenommenen Flughöhe, die derartige Schärfeneinstellungen zwangsläufig verbaut. Die große Perspektive, die sich aus dieser methodischen Entscheidung ergibt, ist wiederum der große Gewinn dieses Buches für den Diskurs der Digitalisierung, die sich in ihrer vertrackten Komplexität ohne Zweifel besser verstehen lässt, wenn man neben Zuboff auch Nassehi liest.

Prof. Dr. Roberto Simanowski



Gerrit Fröhlich:
Medienbasierte Selbsttechnologien 1800, 1900, 2000. Vom narrativen Tagebuch zur digitalen Selbstvermessung.
Bielefeld 2018:
transcript. 306 Seiten,
34,99 Euro

Medienbasierte Selbsttechnologien

Unsere Identität und unser Selbst finden ihren Ausdruck auch in Medientechniken, die wir benutzen, um uns unserer selbst zu versichern, denn „durch Selbstthematization wird die Kontingenz von Lebensläufen in das kohärente Narrativ einer Biografie transformiert“ (S. 94). Unter Rückgriff auf die Arbeiten von Michel Foucault und Friedrich Kittler kommt der Autor zu der Erkenntnis, dass Medienkompetenz eine Voraussetzung für die Nutzung von medialen Selbsttechnologien ist, wobei die Anforderungen größer geworden sind, denn die Automatisierung der Aufzeichnung muss verstanden werden, um sie auch gestalten zu können.

Die Entwicklung fasst Fröhlich unter dem Motto „Von der Linie über die Spur zur Grafik“ zusammen: „Die Geschichte der medienbasierten Selbsttechnologien vollzog sich von der Linearität manueller Schriftlichkeit über die Automatisierung der Aufzeichnung in Form der durch den Körper hervorgebrachten Spuren bis hin zu mathematisch generierten Visualisierungen“ (S. 255). Allen medienbasierten Selbsttechnologien liegt die Überzeugung zugrunde, „dass Selbsterkenntnis durch die jeweiligen Medien möglich und nötig sei, und dass die jeweils dominierenden Medien, auf die richtige Weise genutzt, einen geradezu natürlichen Zugriff auf das objektivierte Selbst erlauben würden“ (S. 267). Das gelingt aber nicht immer. Fröhlich entwickelt einen theoretischen Zugriff, mit dem mediale Selbsttechnologien verortet werden können.

Prof. Dr. Lothar Mikos



Anja Hartung-Griemberg/Ralf Vollbrecht/Christine Dallmann (Hrsg.):
Körpergeschichten. Körper als Fluchtpunkte medialer Biografierungspraxen.
Baden-Baden 2018:
Nomos. 308 Seiten,
59,00 Euro

Körpergeschichten

Der Tagungsband versammelt 16 Texte, die sich mit Körperinszenierungen in unseren heutigen medialen Welten befassen. Zweifellos nehmen diese nicht nur im Hinblick auf Subjektivierungsprozesse und Imagekonstitution eine zentrale Rolle ein. „Der mediale Körperausdruck ist ein wichtiges Vehikel der Selbsterzählung“ (S. 8). Die vorgelegten Beiträge eröffnen verschiedene Perspektiven auf das Thema. Einige sind eher philosophisch angelegt, wie die von Anke Abraham, Guido Bröckling oder Christian Paulick. Mit Bezug auf Foucault, Flusser u. a. geht es hier um utopische Körper, die körperlose Gesellschaft oder um die Konstitution des Selbst im Spannungsfeld von „vergegenständlichtem“ Körper und „spürendem“ Leib. Andere Beiträge gehen recht konkret auf Aspekte heutiger Körperlichkeit ein und thematisieren z. B. Schönheit und Altern (Tina Denninger), öffentliche Wahrnehmung von Brustkrebs (Annette R. Hofmann), Deutungen von Migräne in einem Internetselbsthilfeforum (Stefan Dreßke/Sina Schadow), Körper- und Identitätsbestimmungen in der Serie *Spartacus* (Thomas Wilke) oder Körper im Comic (Ralf Vollbrecht). So entsteht ein breites, manchmal auch auseinanderdriftendes Potpourri, das eine Art assoziative Sammlung diesbezüglicher Überlegungen ist, aber auch als inspirierende Lektüre genutzt werden kann. Forschungsstände und Projekte präsentieren sich in diesem Band als ein elaboriertes Feld der Medien- und Sozialforschung, das viele Links in unsere gegenwärtige Medienrealität bereithält.

Dr. Uwe Breitenborn